

Öffentliche Kontrolle und Selbstbeobachtung

Die österreichische Super-Nanny Sandra Velásquez setzt ihr Konzept nun mit dem Jugendamt Wien um

Die Talkshows haben in den 1990er-Jahren den Zuschauer in das Fernsehen geholt. Seitdem gibt es immer neue Formate, bei denen nicht die Helden von Filmen oder Serien, sondern die Probleme des Normalbürgers im Vordergrund stehen. Während die einen diesen Trend als Demokratisierung des Fernsehens begrüßen, wettern die anderen, die Sender funktionalisierten die Menschen für ihre Zwecke. Diese Kritik richtet sich auch gegen das Erziehungsformat *Super Nanny*, vor allem auch deshalb, weil es sich um Kinder handelt, die – so die Kritiker – die Folgen ihrer öffentlichen Wahrnehmung nicht einschätzen könnten. Dabei wirkt das Konzept der Fernseh-Nanny sehr erfolgreich. Warum ist das so? Oder werden Misserfolge einfach nicht gezeigt? Was bringt Menschen dazu, sich bei der Lösung intimer Probleme ausgerechnet vor einem Millionenpublikum helfen zu lassen? Und: Funktioniert das Konzept auch ohne Öffentlichkeit? Die österreichische Super-Nanny Sandra Velásquez hat ihren Fernsehjob an den Nagel gehängt und setzt ihr Konzept erfolgreich mit dem Wiener Jugendamt um. *tv diskurs* sprach mit ihr.



Frau Velásquez, Sie sind in Österreich die Super-Nanny. Wer steckt eigentlich hinter der medialen Figur der Nanny?

Ich bin in Nicaragua geboren und später mit meiner Familie nach Mexiko ausgewandert, wo ich anfangs, Psychologie zu studieren. Mit einem Leistungsstipendium kam ich nach Österreich und konnte hier mein Studium abschließen. Zuerst habe ich als Wirtschaftspsychologin gearbeitet, später als Marketingpsychologin und dann wechselte ich schließlich zu einem Schweizer Konzern, wo ich für einige Tochterfirmen landesweit Qualitätsmanagement und Marketing als Aufgabenbereich übernahm. Während dieser Zeit wurden auch meine beiden Kinder geboren, durch die ich zu meiner eigentlichen Leidenschaft, der klinischen Psychologie, zurückfand. Im Jahr 2001 habe ich eine Zusatzqualifikation als klinische Gesundheitspsychologin gemacht. Von da an standen für mich Projekte zum Thema „Familie“ im Vordergrund. Im Rahmen meiner Tätigkeit in der Eltern-Kind-Beratung fragte mich dann eine befreundete Kollegin, ob ich nicht Lust hätte, eine Sendung zu machen. Sie hatte allerdings nicht erwähnt, dass es sich um ein eigenes Format mit mehreren Folgen handelte – ich hatte eher an ein Interview oder einen einzelnen Beitrag gedacht.

Sie sind also nicht durch eine Anzeige oder Bewerbung an diese Stelle gekommen?

Nein, gar nicht. Ich habe nie etwas gesucht, die Produktionsfirma hat mich gefunden. Zwar war ich schon einige Male zuvor im Radio und Fernsehen zu bestimmten Themen befragt worden, aber diese Auftritte hatten quasi keinerlei öffentliche Resonanz hervorgerufen. Dann kam der besagte Anruf der Kollegin und als ich zustimmte, kündigte sie ein Castingteam an, das bald bei mir zu Hause vorbeikommen würde. Da hatte ich mich natürlich schon etwas gewundert: ein Castingteam! Für einen einzigen Auftritt, komisch!
Meine Töchter, denen ich selbstverständlich davon berichtet hatte, und ich waren total gespannt. Damals hatte ich ja überhaupt keine Ahnung, dass es für die Super Nanny sein würde, von der ich schon in verschiedenen Elternrunden gehört hatte. Auf keinen Fall hätte ich geglaubt, dass man mich dafür aussuchen würde. Als das Castingteam bei uns zu

Hause war, habe ich mit den Kindern viel gescherzt und geblödel. Zwei Wochen später erfuhr ich dann, dass man mich für die Sendung haben wollte. Da war ich wirklich völlig überrascht!

Hatten Sie die Möglichkeit, Ihr Wissen und Ihre Vorstellungen als Psychologin einzubringen? Ober wurde alles vom Sender vorgegeben?

Gott sei Dank habe ich von Anfang an auf meine fachliche Freiheit bestanden. Natürlich habe ich das nicht so provokant und direkt gesagt, aber irgendwie war es ganz selbstverständlich für mich, dass ich inhaltlich mein Ding machen kann und die Produktionsfirma vor allem für die Dramaturgie verantwortlich ist. All die Übungen, die ich mit den Familien praktizierte, sind Übungen, die ich mir selbst ausgedacht habe. Mein Schwerpunkt bei der Arbeit mit den Familien lag im nonverbalen Bereich, das heißt: viele körperbezogene Übungen, viele gelebte Metaphern und auch Coaching. Von meiner Ausbildung her habe ich Ansätze der systemischen und der Gestalttherapie, in Mexiko arbeitete ich auch psychoanalytisch und verhaltenstherapeutisch. Diese drei Bereiche konnte ich dann als Super-Nanny anwenden. Das Systemisch-Gestalterische findet sich zum Beispiel in den Hot-Chair-Übungen wieder. Verhaltenstherapeutisch kann ich die Familienmitglieder beobachten und daraus Schlüsse ziehen, und beim Coachen geht es um die Sensibilisierung und das Erfahren von verschiedenen Situationen, beispielsweise Angst. In einigen Fällen habe ich dabei auch Erkenntnisse der Tiefenpsychologie zu Hilfe genommen.

Welche Vorgaben gab es durch den Sender?

Die österreichische Super Nanny war ein Franchising der gleichnamigen BBC-Sendung, weshalb es natürlich auch einen Plan gab, der folgendermaßen aussah: Als Erstes bekam ich die Filme von den Familien, die ich zunächst allein und später gemeinsam mit Kollegen anschaute. Nachdem ich eine Diagnose gestellt hatte, wurde ein Plan erarbeitet, wie die Hilfe bei der jeweiligen Familie aussehen konnte. Dabei habe ich sehr viel Freiheit gehabt. Erst danach bin ich in die Familie gegangen. Hier lautete die Vorgabe von der

Dramaturgie: beobachten, ein Zielgespräch führen, agieren und schließlich ein positives Ergebnis finden. Während der Dreharbeiten habe ich wirklich gemerkt, dass diese intensive und aufsuchende Arbeit in den Familien äußerst effizient und Erfolg versprechend ist. Das hat mich so sehr fasziniert, dass ich mir dachte: Dies darf nach der Sendung nicht einfach verloren gehen, sondern es muss möglich sein, daraus einen längerfristigen Nutzen zu ziehen.

Katharina Saalfrank, Ihre deutsche Kollegin, findet den Begriff „Super-Nanny“ im Grunde unpassend. Haben Sie sich damit arrangiert?

Ich habe auch ein gespaltenes Verhältnis zu dem Namen Super Nanny, weil ich an sich keine Nanny bin. Wäre es nach mir gegangen, hätte ich die Sendung auch anders genannt. Wenn die Leute mir auf der Straße begegnen und sagen: „Ah, da kommt ja die Super-Nanny!“, dann ergänze ich schnell: „Ja, ich bin Psychologin.“ Ich habe Super Nanny zu verdanken, dass ich eine sehr breite Bühne betreten durfte. Doch mittlerweile habe ich die Sendung und die Rolle längst hinter mir gelassen. Allerdings konnte ich auch die Erfahrung machen, dass die Super Nanny gut funktioniert als Brücke zwischen Klienten und Jugendamt, denn mit dem Jugendamt Wien führe ich das familienintensive Training inzwischen weiter. Die Menschen lassen sich tatsächlich leichter darauf ein, weil bei ihnen die Super Nanny im Hinterkopf weiterlebt. Und diesen Wiedererkennungseffekt kann man einfach sehr gut nutzen, um Familien zu erreichen.

Das heißt, die Menschen verbinden mit der Super-Nanny eine bestimmte Erwartung, eine Hilfe oder ein Konzept, während ihnen die psychologischen Fachtermini viel zu abstrakt sind. Insofern ist der Begriff vielleicht gar nicht so schlecht.

Die Super-Nanny hat eine Aura. Die Leute können sich gut vorstellen, was passieren wird und sie haben die gewisse Sicherheit der Struktur. Sie haben gesehen, dass die Super-Nanny in den Sendungen erfolgreich war, den Familien ist es besser gegangen. Dieser Wiedererkennungswert gibt ihnen Zuversicht, dass sie auch bei ihnen etwas bewegen kann.

Unterscheiden Sie sich von Ihrer deutschen und britischen Kollegin?

Jo Frost, meinritisches Pendant, ist – soweit ich gelesen habe – eine echte britische Nanny mit Anzug und erhobenem Zeigefinger. Der Produzent der Sendung kannte sie und fand gut, was sie gemacht hat. Jo Frost hat nicht wie eine Psychologin agiert, sondern die Eltern offen kritisiert und ausgeteilt. Katharina Saalfrank ist ihr darin ähnlich. Sie hat einen starken pädagogischen Einschlag, aber ich kann mir letztlich keine abschließende Meinung darüber bilden, weil ich die Sendung nicht intensiv genug verfolgt habe. Ich erinnere mich an die sogenannte „stille Treppe“. Dabei geht es um die Auszeit, die sehr wichtig ist, weshalb es Ähnliches auch in meinem Konzept gibt. Allerdings ist mir aufgefallen, dass man diese „stille Treppe“ sehr unreflektiert übernommen hat. Ich habe Fälle gesehen, in denen die Eltern glaubten, man solle die Kinder, sobald sie lästig sind, einfach auf die „stille Treppe“ schicken. Und einige haben das – so ist zu vermuten – sehr inflationär verwendet. In unserem Fall haben wir sehr differenziert mit den Familien gearbeitet, ich habe versucht, mit den Familien Probleme eher spielerisch zu bewältigen. Von Beginn an wurden die Eltern in die Pflicht genommen. Wir haben die Kinder nicht als kleine Monster dargestellt. Im Gegenteil! In meiner Sendung habe ich auch den Eltern ganz klar gesagt, dass sie etwas zu verändern haben. Ich gehe nicht davon aus, dass das Kind ein Problem hat, sondern dass irgendetwas in der Kommunikation in der Familie schiefgegangen ist.

Eine Eltern-Kind-Beratung in der Praxis und ein Familien-Coaching im Fernsehen sind doch sehr verschiedene Dinge. Was haben Sie eigentlich ganz spontan gedacht, als Sie hörten, dass Sie nun therapeutisch vor einem Millionenpublikum tätig werden sollten?

Ich habe Angst gehabt. Ich erinnere mich zum Beispiel an einen Moment, als wir für den Vorspann geschminkt wurden. Da kam auch die Wetterfrau in die Maske. Damals waren meine Kollegin und ich uns einig, dass wir eigentlich viel lieber Wetter machen würden, denn das ist schließlich nicht so polemisch. Ich hatte mir vorher den deutschen Pressespiegel angeschaut und fand die Resonanz ziemlich erschre-

ckend. Natürlich wusste ich, dass es eine Sendung war, die kontrovers diskutiert wurde. Aber ich war schon so weit drin, dass es kein Zurück mehr gab. Also habe ich gedacht: Ich werde es probieren. Es ist viel zu spannend, um es nicht zu machen.

Wenn man sich Super Nanny anschaut, hat man den Eindruck, dass der Therapieerfolg fast hundertprozentig ist. Wurden Therapien mit negativem Ausgang weggelassen?

Von allen Familien kann ich sagen, dass es ihnen wahnsinnig viel gebracht hat. Sie haben die Dinge anders erlebt und gesehen, dass es anders gehen kann. Allein das eröffnet für sie neue Möglichkeiten! Der springende Punkt, ob es etwas nützt oder nicht, ist für mich der Anschluss nach der Intervention. Es muss ein Helfersystem geben, das die Familie auffängt. Viele Familien hatten strukturelle Probleme, die mit der Klärung von Missverständnissen gut zu lösen waren. Aber es gab natürlich auch familiäre Probleme, bei denen man keine Wunder bewirken konnte. Eine der Familien habe ich beispielsweise ans Jugendamt abgegeben. Wichtig war mir auf jeden Fall, dass jede Familie zwei kostenlose Sitzungen bei mir bekommen hat, sozusagen als Anschluss zum Helfersystem. Auch gibt es zu allen Familien einen persönlichen Kontakt. Vor kurzem hat mich zum Beispiel eine betroffene Mutter angerufen. Sie berichtete mir von einem Todesfall in der Familie und suchte meinen Rat. Das hat gezeigt, dass sich die Familien noch frei fühlen, mich anzurufen. Auch nach der ganzen Zeit, die seitdem vergangen ist, haben sie noch das Vertrauen und bin ich für sie noch Ansprechperson.

Gab es Familien, die Sie besucht und mit denen Sie gearbeitet haben, bei denen Sie sich dann doch entschieden haben, die Beiträge nicht zu senden?

Nein, alle Aufzeichnungen von Familien, mit denen wir gearbeitet haben, wurden auch gesendet. Aber wir haben vorab – beim Casting – einige Familien abgelehnt, die Kriterien dafür waren vor allem medialer Natur. Ich hätte von mir aus alle Familien genommen, aber da bestimmte Probleme mehrfach auftraten, war das nicht möglich. Wir hatten zum Beispiel vier- oder fünfmal Kinder, die nicht schlafen



wollten. Ziel war aber, ein möglichst großes Spektrum an unterschiedlichen Problematiken abzubilden. Eine der Familien wollte nur mediale Aufmerksamkeit. Dort gab es gar kein greifbares Problem. Einige andere Familien haben anfangs zugestimmt, aber später wieder abgesagt. In einer Familie hatten wir es mit sexuellem Missbrauch zu tun. Da es sich hier um ein viel zu intimes und weitreichendes Problem handelt, haben wir uns dagegen entschieden, es in die Sendung zu bringen. Die Sendung wurde oft mit dem Vorwurf konfrontiert, möglichst sensationelle und reißerische Probleme der Familien „auszuschlachten“, aber bei uns war es so, dass wir die heftigsten Szenen gerade nicht gezeigt haben. Wir haben die Familie also in Schutz genommen. Das heißt, wir haben uns genau überlegt, was man zeigen kann und was nicht.

Ein verbreiteter Vorwurf lautet, dass Kinder mit massiven Problemen öffentlich vorgeführt werden. Das würde bedeuten, wollte man es auf die Spitze treiben, dass die Kinder dafür missbraucht werden, damit der Sender Quote macht.

Ich empfinde diese Kritik als sehr scheinheilig. In den Familien, die wir besucht haben, gab es einen riesigen Leidensdruck bei den Kindern. Es gibt so viele Fälle, in denen Kinder missbraucht werden – und da wird für den Schutz der Privatsphäre gar nichts gemacht. Ist es nicht besser, einem Kind die private Sphäre für eine Weile zu entziehen, um dann zu zeigen, dass es geschützt werden muss? Oder zu zeigen, dass man ein Kind nicht beschimpfen oder schlagen darf? Diese Öffentlichkeit schützt auch das Kind. Die Familien haben

wirklich Hilfe bekommen, keine von ihnen hat sich beschwert, wir hätten eine schlechte Arbeit gemacht. Alle Familien haben profitiert! Viele von ihnen haben durch uns überhaupt wieder den Anschluss zum Helfersystem gefunden. Um es auf den Punkt zu bringen: Wer kritisiert, die Kinder hätten nicht entschieden, dass man ihre private Sphäre veröffentlicht, der vergisst, dass das Kind sonst wahrscheinlich weiterhin von den Eltern unter Druck gesetzt worden wäre. Das kann uns nicht lieber sein, als solche Probleme zu zeigen. Ich habe vor kurzem den Vorwurf gehört, dass ich mich schämen sollte, Kinder derart bloßzustellen. Darauf habe ich erwidert: „Warum schämen wir uns nicht, Kinder immer noch nicht so zu schützen – bloß aus Angst, dass man sie sieht.“ Der Vorwurf hat natürlich vor dem Hintergrund solch grauenvoller Geschehnisse wie in Amstetten an Wirkungskraft verloren. Die schlimmsten Geschichten geschehen tatsächlich unter dem Deckmantel der Familie und unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Das heißt, Öffentlichkeit ist unter diesen Bedingungen keine Bedrohung, sondern eine Voraussetzung, dass geholfen werden kann. Es gibt mittlerweile so viele Skandale, die gerade daher kommen, dass eben nicht in die Familien hineingeschaut wurde. Aber ich habe den Eindruck, dass mittlerweile ein Problembewusstsein dafür entsteht, dass man einige Dinge in den Familien verändern muss und eben nicht verdrängen darf.

Was geschieht mit den gezeigten Kindern, wenn sie in ihr soziales Umfeld zurückkehren? Gibt es Hinweise darauf, dass sie Schwierigkeiten hatten?



Es ist natürlich ein Grenzgang. Ich habe einen Fall gehabt, in dem ein Kind nicht glücklich war, nachdem die Sendung ausgestrahlt worden war. Ein paar Tage gab es großen Stress, weil die anderen Kinder gesagt haben: „Du warst im Fernsehen, wir haben deine Familie gesehen.“ Damals hatte ich angeboten, in diese Schule zu gehen und gemeinsam mit den Kindern darüber zu sprechen. Später erzählte mir die Mutter, dass danach alles in Ordnung war. Die Kinder hatten sich gemerkt, dass ihr Schulkamerad im Fernsehen war, aber nicht genau, in welchem Zusammenhang, und so wurde er eher wie ein Star behandelt. Alles in allem will ich es nicht schönreden – wie gesagt, es ist und bleibt ein Grenzgang! Aber letztlich haben wir Kinder in Situationen gezeigt, die eigentlich nicht außergewöhnlich sind. Ein plärrendes oder ein bockiges Kind sehen wir auch in der Straßenbahn.

Die Kritik scheint oft sehr emotionsgeladen. Ist sie vielleicht eine Folge gesellschaftlich verankerter Vorurteile, weil sich dieses und jenes nicht „gehört“, beispielsweise die Veröffentlichung der Intimsphäre?

Ich würde es nicht Vorurteil nennen. Ganz im Gegenteil, ich finde es sogar gut, wenn es kritische Gegenstimmen gibt und sich die Menschen auch um den Kinderschutz kümmern. In Mexiko beispielsweise würde sich kaum jemand darum sorgen. Dort gibt es – wie übrigens auch in den USA – Sendungen, die wirklich Grenzen überschreiten und viel schlimmer sind. Wenn die Kritik auf Zahlen, Daten und Fakten sowie der Erkenntnis basiert, dass jeder die Verantwortung für die eigene Wahrnehmung übernimmt, dann bin ich eigentlich immer bereit für ein Gespräch. In einer Diskussionsrunde habe ich einmal die Erfahrung gemacht, dass die Gegenstimmen allmählich immer leiser wurden, als ich nachhakte, ob die Kritiker die Sendung gesehen hätten oder welchen speziellen Aspekt sie kritisierten. In diesem Moment haben die entsprechenden Diskussionsteilnehmer erkannt, dass es sich mehr um eine emotionale Debatte handelt. Hier geht es um den empfindlichen Punkt, dass sie selbst so etwas nicht machen würden und deshalb nicht verstehen können, dass andere es zulassen.

Die meisten der gezeigten Familien hatten schon eine Reihe therapeutischer Versuche hinter sich – allerdings ohne nennenswerten Erfolg. Nun hat sich mit der Super-Nanny vieles zum Besseren gewandt. Inwiefern spielt für das Gelingen die Öffentlichkeit eine Rolle?

Ich möchte unterscheiden zwischen dem, was die Menschen gesehen haben, und dem, was tatsächlich passiert ist. Als ich in den Familien war und diese Arbeit gemacht habe, konnte ich natürlich erkennen, dass es nur ein Start für die Betroffenen war – ein intensiver Start, nach dem es weitergehen muss. Der Zuschauer dagegen hat den Eindruck, dass die Super-Nanny kam, Verschiedenes gemacht wurde und die Familie dann plötzlich glücklich war. So war es natürlich nicht, aber die Familien sind auf jeden Fall weitergekommen. Und das Publikum hat verstanden – wie übrigens auch eine Untersuchung der Universität Wien bestätigt hat –, dass man auf vielfältige Weise Hilfe suchen und finden kann. Dadurch ist die Scheu oder die Schwelle, um soziale Unterstützung zu bitten, niedriger geworden. Das erzählen mir auch Kollegen, die in Beratungsstellen arbeiten. Die Familien seien zu ihnen gekommen und hätten sie gebeten, dasselbe mit ihnen zu machen, was sie bei Super Nanny gesehen hatten. Offensichtlich haben sich die Menschen etwas davon versprochen und gesehen, dass Hilfe etwas bewirken kann und dass Beratung funktioniert.

Warum funktionierte die Beratung in der Sendung besser als im Alltag der professionellen Erziehungstherapeuten?

Weil die Hilfe aufsuchend, stark reflexiv und sehr intensiv ist. Die von mir entwickelte Methode ist nicht so wortlastig. Wir reden viel weniger und tun viel mehr. Wenn die Familien in eine Beratungsstelle kommen, müssen sie in der Lage sein, ihr Problem verbal auszudrücken. Nehmen wir eine Einrichtung der Wohlfahrt. Dahin kommen nicht selten auch Menschen, die häufig wenig verbale Fähigkeiten von Haus aus mitgebracht haben. Das heißt, sie schildern immer nur das, was sie sich trauen, zuzugeben – und das kommt sehr gefiltert. Über Emotionen zu sprechen, ist sowieso immer schwierig, gerade für Männer. Dazu kommt noch die verbale Geschicklichkeit: Wie differenziert schildere ich ein Problem? Alles, was ich verbal ausdrücken

kann, das kenne ich schon. Das heißt, das Veränderungspotenzial ist nicht besonders hoch, außer, die Klienten können sich wirklich sehr gut verbal ausdrücken. Wenn der Berater oder der Helfer dagegen in die Familie kommt, kann er genau sehen: Welches Kind hat mehr Platz, welches Kind schläft wo. Ich gehe zu meinen Klienten und sehe sofort Unverhältnismäßigkeiten oder Missstände. Einem Kind wurde zum Beispiel vorgeworfen, es mache die Hausaufgaben nicht, aber es hatte nicht einmal einen eigenen Schreibtisch, weil es so schlampig sei und nicht auf seinen Schreibtisch aufpassen könne. Das andere Kind dagegen hatte einen eigenen Schreibtisch. Da kann man phänomenologisch arbeiten und ist nicht abhängig von der verbalen Geschicklichkeit der Klienten.

Gibt es aufsuchende Therapieformen auch außerhalb der Super Nanny?

Oh ja. Aber sie haben bisher ein stiefmütterliches Dasein gefristet, da sie aufwendig und nicht effizient genug schienen. Durch die Super Nanny haben sie plötzlich einen Push bekommen. Was man allerdings dazusetzen muss: Die Sendung beinhaltet einen Moment des Aufsuchens, was es aber auch schon vorher gab. Dazu kommt das Prinzip der Kamera und der Öffentlichkeit. Das hat etwas mit Reflexivität und Öffentlichkeit zu tun. Die Kamera einzusetzen, bedeutet zum einen, die Menschen mit sich selbst zu konfrontieren. Aber es bedeutet auch, durch die Augen des verallgemeinerten Anderen zu schauen, wie es Mead genannt hat, also durch die Augen einer moralischen Person, die man Gesellschaft nennen könnte. Das hilft, die Dinge im Kopf besser zu strukturieren.

Sie wenden das Konzept der Sendung nun in Zusammenarbeit mit dem Jugendamt Wien an in Therapien, bei denen kein Publikum zusieht. Welche Rolle spielt darin die Öffentlichkeit?

Die Öffentlichkeit spielte eine Rolle, als es eine Sendung war. Ich habe diese Tür geöffnet und die Menschen haben gewusst, dass in dieser Familie einiges passiert. Das hat sie sensibilisiert. Aber es kommt jetzt natürlich vor allem auf die Methode an, die ich „Aufsuchendes Familien-Coaching“ (AFC) nenne. Die Elemente, die Wirkung erzielen, sind dabei einerseits das Aufsuchende, andererseits die Intensität. Die Trai-

ner oder Helfer verbringen zehn Tage hintereinander, mindestens vier Stunden pro Tag, in den Familien. Es gibt viel Metaphernarbeit, die ihren Ausdruck in Rollenspielen, in körperbezogenen Übungen und im Umgang mit der Kamera findet. Die Menschen übernehmen dann die dritte Perspektive über sich selbst. Das ist das Systemische: Was würde zum Beispiel ein Nachbar über sie sagen? Plötzlich sehen sie sich selbst geistig mit den Augen eines Dritten. Wenn man sich gefilmt sieht, fragt man sich schon manchmal: „Um Gottes willen, was mache ich da eigentlich?“ Plötzlich ist man das Publikum von sich selbst. Aber wir leben in einer derart medialen Gesellschaft, dass wir durch diese Beobachterrolle gleichzeitig irgendwie geschützt vor uns selbst sind. Wir sehen uns zu mit der Prämisse des Über-Ichs. Wenn wir ein Phänomen beobachten, müssen wir dieses beurteilen – und wir wissen, wie wir reagieren sollen. In dem Moment des Sich-Selbst-Überwachens tritt diese Dynamik ein.

Also spielt die Öffentlichkeit an sich gar keine Rolle?

Bei den Sendungen spielte sie eine Rolle als soziale Kontrolle, aber in dem, was ich jetzt mache – also ohne Öffentlichkeit – setzen wir auf andere Wirkungselemente. Als die Sendung lief, hat die Öffentlichkeit sehr wohl eine Rolle gespielt, vielleicht eine positive und negative zugleich. Auch wenn es meines Wissens nach nicht passiert ist, aber wenn zum Beispiel behauptet wurde, die Familie sei wegen ihres Fernsehauftritts attackiert und „runtergemacht“, die Kinder seien verunsichert und stigmatisiert worden, dann wäre die Rolle der Öffentlichkeit eine negative gewesen. Ich habe aber viel mehr gesehen, dass die Öffentlichkeit etwas Schützendes hat: Plötzlich war all das, was in der Familie nicht in Ordnung war, öffentlich. Alle waren deshalb sozusagen gezwungen, etwas zu unternehmen. Sie wurden beobachtet und mussten etwas tun. Dagegen gibt es beim Jugendamt zum Beispiel eine Öffentlichkeit, die für die Betroffenen eigentlich viel riskanter ist, denn das Amt ist ein Kontrollorgan, das auch die Macht hat, den Familien die Kinder wegzunehmen, wenn die Gefährdung der Kinder nicht gestoppt wird.

Die Super-Nanny hat den großen Vorteil, dass die Kunde ihres Erfolgs ihr quasi vorausseilt. Das heißt, ihr bleibt viel von der Mühe und Arbeit erspart, die Therapeuten gewöhnlich aufbringen müssen, um Vertrauen und Bindung aufzubauen.

Ja, je mehr Sendungen es gab, desto häufiger ist das passiert. Sobald ich durch die Tür kam, hat alles funktioniert. Ich konnte das selbst kaum glauben. Plötzlich waren alle ruhig, hatten sich entspannt. Bei einer Familie ist uns das ganz plakatativ passiert: Schon am zweiten Tag halfen die Kinder mit, kooperierten ohne Widerspruch. Sie formulierten es so: „Die Nanny hat uns doch gesagt, wir sollen helfen!“ – und dann gab es nichts mehr zu filmen.

In Ihrem gegenwärtigen Projekt mit der Stadt Wien haben Sie die Öffentlichkeit im fernseh-medialen Sinne nicht, aber Sie sagen, das spiele keine so große Rolle. Vielleicht liegt das daran, dass Sie durch das Fernsehen bekannt sind. Das heißt, Sie nehmen quasi die Öffentlichkeit ein Stück mit. Interessant wäre es natürlich, herauszufinden, was passiert, wenn Ihr Konzept von Dritten umgesetzt würde, also von Menschen, die die mediale Öffentlichkeit nicht hatten.

Das passiert schon. Das Konzept wird bereits von Dritten umgesetzt. Ich gehe nicht mehr zu den Familien, sondern mache die Supervision. Doch die Menschen wissen, dass mein Konzept dahintersteckt. Und das ist wichtig, denn die Super-Nanny-Phantasie lebt immer noch in den Köpfen der Klienten, wenn das Jugendamt zu ihnen kommt. Die Mitarbeiter des Jugendamts sind sehr kompetente und erfahrene Kollegen, nur sie beobachten, dass das Wort und das Konzept der Super-Nanny immer wieder im Raum steht: Da kommt jemand, es funktioniert, uns wird geholfen. Aber die Methode allein ist sehr lustvoll, sie macht Lust auf die Arbeit! Die Familien sind kreativ dabei, auch die Helfer sind angeregt, kreativ zu sein. Sie spielen mit den Familien, sie gehen hin und merken, dass es funktioniert. Es ist sozusagen ein Perpetuum mobile: Die Helfer sehen, dass es funktioniert, sie bekommen mehr Motivation. Ich wende diese Methode auch in meiner privaten Praxis an und muss sagen, dass die Erfolgsquote sehr hoch ist.

Dokusoaps und Reality-Formate sind in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden geschossen. Während das Fernsehen früher das Leben und Leiden der oberen 10.000 abbildete, stehen jetzt mehr denn je Menschen wie du und ich im Mittelpunkt. Wie erklären Sie sich diese Entwicklung?

Ich bin keine Medienwissenschaftlerin, aber vor dem Aufkommen des Reality-TV hat man eigentlich die externe Welt phantasiert, die so etwas wie eine schöne Phantasiewelt war. Nun ist die Medienszene so dicht, dass die Medienorganisationen um die Aufmerksamkeit der Zuschauer kämpfen müssen. Die Medien haben jetzt über den externen Raum zusätzlich auch das interne Universum der Zuschauer entdeckt. Ich glaube, man hat Material für Millionen von Sendungen, denn die Psyche des Menschen ist so überaus vielfältig. Die Medien haben die interne Welt, den Alltag, das Greifbare entdeckt. Früher war es das Bombastische – und jetzt sind es eben Menschen wie du und ich.

Hat das Konsequenzen für den Alltag? Nach dem, was Sie erzählt haben, ist die Öffentlichkeit so etwas wie eine moralische Kontrolle.

Der erste Schritt ist die reflexive Struktur. In dem Moment, in dem man sich beobachtet, sieht man sich von außen und entwickelt somit ein anderes Verhältnis zu sich selbst. Dadurch wird der ganze Innenraum zu einem Feld, in dem man zusätzlich agieren kann – was vorher so gar nicht gegeben ist, wenn man ganz identisch nur bei sich selbst ist. Daraus könnte dann gegebenenfalls so etwas wie Kontrolle werden, aber der Trend geht in die Richtung, dass man versucht, die Bereiche, die spiegelungswürdig erscheinen, zu kultivieren. Das wäre die weiterentwickelte Kultivierung, nämlich, dass man die ganze Bedürftigkeit nach Reflexivität versucht, in irgendeiner Weise zu nutzen, um mit diesen Problemen zurechtzukommen, Orientierung zu gewinnen und Lösungspraktiken zu eröffnen. Es geht um spezielle Phantasie, es geht darum, die eigene Subjektivität zu überschreiten, indem man aus sich heraustritt und mit anderen kommuniziert. Kommunikation ist eine Möglichkeit der Selbstreflexion. Die Kontrolle kommt dann möglicherweise noch hinzu. Außerdem gibt es eine politische Dimension, und die kommt nicht

allein aus der Wirkungsmacht der Medien, sondern auch aus der Krisenhaftigkeit der klassischen Erziehungssysteme. Das ist auch durch die Super Nanny offenbar geworden, deswegen auch die ganze Aufregung bei den Pädagogen. Viele waren überrascht – auch über die Wünsche, die an den Therapeuten herangetragen wurden. Natürlich hat man das zuerst abgewehrt, aber irgendwas war im Gange, was nicht zu stoppen war. Der Elfenbeinturm wurde zum Schaukasten.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.

